



Ercheint Mittwoch und Samstag

Obwaldner Volksfreund.

Abonnementspreis:

Für die Schweiz jährlich Fr. 5.—,
halbjährlich Fr. 2.50, Post-Abonnements
10 Cts. Zuschlag.

Insertionspreis:

Für Obwalden die einspaltige Petitzeile
8 Cts., für auswärtige 10 Cts. Wiederholungen Rabatt.

Insertate nehmen für uns alle Annoncen-
Expeditionen entgegen.

Gratis-Beilage:

„Auftriertes Sonntagsblatt“.

Druck und Expedition:

Louis Ehli, Sarnen. — Telephon.

Einundvierzigster Jahrgang

Nr. 85

Sarnen, Mittwoch, 25. Oktober 1911

Milchteuerung.

Es wurden in diesem Blatte schon öfters Klagen laut über die Verteuerung der Milch. Milch ist das notwendigste und das beste Nahrungsmittel. Eine Preissteigerung der Milch, welche es ärmeren Leuten unmöglich machen sollte, die notwendige Milch zu kaufen, müsste als eine calamität betrachtet werden, gegen welche auf Abhilfe zu dringen ist.

Von Lebensmittelteuerung kann man in Wirklichkeit dann reden, wenn die notwendigen Ausgaben der Bevölkerung infolge Preissteigerung der Lebensmittel im Verhältnis zu den regelmäßigen Einnahmen außerordentlich gewachsen sind. Ist das nun der Fall? Wenn wir die Tagelöhne, die Knechtenlöhne, besonders aber die Löhne der Handwerker von heute mit denjenigen vor 10 Jahren vergleichen, so sind sie wohl um den $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$ Teil gewachsen. Wenn nun auch die Milch ähnlich im Preise gestiegen ist, so ist das sehr erklärlich. Durch die allseitige Lohnsteigerung, die gesteigerten Ansprüche des Dienstpersonals an Kost und die Steigerung der Güterpreise, sind die Produktionskosten dieses Nahrungsmittels wohl im Verhältnis zu dessen heutigen Preise gestiegen. Von Milchwucher kann da noch lange nicht die Rede sein, sonst müsste man auch von Arbeitskraftwucher der Handwerker und Dienstboten reden. Es gibt viele Leute, die nun den Bauer beneiden, weil es ihm scheinbar so glänzend geht! Vor einigen Jahren lachte man ihn aus. Die jungen Leute warfen Mistgabel und Melkeimer weg und liefen den Fabriken und den Hotels zu, weil „das Bauern sich nicht mehr rentiere“. Nun, wenn es sich doch so rentiert, warum kehren diese Flüchtlinge nicht wieder zurück? In der Tat, ein Bauernknecht oder eine Magd stellt sich heute viel besser, als ein Hotelangestellter oder Fabrikarbeiter. Und aus dem Knecht kann, wenn er fleißig und nüchtern ist, sehr leicht ein selbständiger Bauer, aus der Magd eine Bäuerin werden. Also, ihr Reibhammel, zurück aufs Land, ihr leistet damit euch, besonders eurer Gesundheit, und dem Vaterland einen großen Dienst. „Aber was sollen arme Leute mit einer zahlreichen Kinderschar tun, wenn die Milch so teuer ist? Was Leute mit einem noch ordentlichen Vermögen, aber keinem täglichen Verdienst?“ Diese sind zu bebauern heute wie vor 10 Jahren, da die Milch um ein Drittel billiger war. Schreiber dieses erinnert sich noch gar wohl, schon die ganz gleichen Klagen gehört zu haben, wie heute, als die Milch noch 17 Cts. kostete. Damals verdiente der Vater Fr. 2.80 bis Fr. 3.20 Tagelohn, heute Fr. 4.— bis Fr. 4.60. Brod, Kartoffeln, Mehl, Reis, sind heute nicht teurer als damals. Größer sind die Ausgaben für Fleisch geworden, das früher viel seltener auf den Tisch kam als heute. Würde man zu einer einfacheren Kost zurückkehren, so dürften die Einnahmen besser ausreichen und man würde sich gesundheitlich bedeutend besser stellen. Merkwürdig ist, daß man, während man sich beklagt, weil „das Literli Milch 23 Rp. kostet“, dennoch das Flaschenbier kistenweise und den

Italienerwein strohflaschenweise ins Haus kommen läßt, und doch kostet das Literli davon wesentlich mehr als die Milch und besitzt nicht einmal den 20. Teil des Nährstoffes derselben. Wenn ein Hausierer oder „Gumi“ ins Haus kommt, so merkt man wenig von der teuren Zeit. Für Kaffee, Zucker, Malaga, Gramophone und allem möglichen Tand aus den Pariser Bazaren hat man immer Geld. Wir wollen diesen Gedanken nicht weiter spinnen, aber sicher sollte zuerst an den unnützen Ausgaben abgemerkt werden, bevor man den Preis eines landwirtschaftlichen Produktes herabzudrücken sich bestrebt, dessen Produktionskosten so enorm gewachsen sind und von welchem Preise Wohl und Wehe des Bauernstandes in hohem Maße abhängig ist.

Streiten ließe sich darüber, ob der Gewinn, welchen die Milchhändler einstreichen, nicht zu hoch ist. Aber auch da muß man billig denken. In den letzten Jahren wurde in einzelnen Dörfern dem Publikum die Bequemlichkeit geboten, daß man die Milch vor die Türen führt. Der Kunde zahlt nun nicht bloß die Milch, sondern auch die Arbeit des Zuführens. Niemand wird behaupten dürfen, daß dies unbillig sei; Pferd und Knecht kommen nicht umsonst. Einen großen Gewinn für das Publikum vermögen wir aber in diesem Zuführen nicht zu erblicken. Die Milch wird „vergeschlet“ und ist darum geringer. Auch für die Kontrolle ist auf diese Weise nicht immer die wünschbare Garantie geboten. Wäre es nicht am Platze, diese Zufuhr abzustellen und dafür die Milch 1—2 Cts. per Liter billiger zu verkaufen? Es dürfte sich vielleicht auch empfehlen, daß Kunden zu einer Gemeinschaft zusammenstünden und sich von einigen leistungsfähigen Bauern die Milch liefern ließen; sie würden dann bald erfahren, ob der Gewinn, den die Milchhändler haben, zu groß sei oder nicht.

Daß es wünschbar wäre, daß besonders die ärmeren Leute die Milch billiger bekommen könnten, ist trotz allem Gesagten sofort zuzugeben. Wie ist das zu erreichen?

Mit dem gleichen Rechte, wie man den Bauern, welche die Gemeindealpen nutzen, vorschreibt, sie dürfen das Heu nicht außer der Gemeinde kaufen, könnte man ihnen auch vorschreiben, die Milch an ärmere Leute um einen bestimmten Preis abzugeben. Es muß die ärmere Milchviehbesitzer verlesen, wenn sie sehen, wie die Gemeindeverwaltung ihre Alpen auf Kosten des Teufels mit Straßen, Brunnen, prächtigen Bauten versieht, um sie für ein Almosen an Bauern zu verleihen, welche dann die Milch außer Landes verkaufen und dadurch verursachen, daß in ihrer Umgebung eine eigentliche Milchnot entsteht. Auch an die Bodenverbesserungssubventionen dürfte man vielleicht Bedingungen für Milchabgabe an die Umwohner knüpfen. Wie solche Maßregeln verwaltungstechnisch durchzuführen wären, müsste freilich noch genauer studiert werden. Wir geben zu, daß solche Vorschläge leichter gemacht, als durchgeführt werden können. Aber die bloße Forderung,

nun einmal Maßregeln gegen die Milchteuerung zu ergreifen, ist noch leichter. Wer zu klagen hat, soll auch mitberaten, wie abzuwehren sei. Wenn man aber die Milchpreise zugunsten der Konsumenten wirklich drücken will, so sind diese Vorteile des Bauern aus öffentlichen Mitteln die einzigen Angriffspunkte. Wir können von den Bauern nur auf Grund der ihnen gebotenen Vorteile ein Entgegenkommen verlangen. Ob sie, wenn die Bedingungen für die Benützung der Gemeindealpen zu unangenehm würden, nicht vorzögen, sich auf Stallfütterung zu verlegen, um dann im Verkehre mit ihren Produkten frei zu sein, ist erst noch eine Frage. Tatsache ist, daß man in andern Kantonen, z. B. Nidwalden, schon Schwierigkeiten hat, die Alpen mit Milchvieh voll zu besetzen. Einseitig hemmen wird sich der Bauer in Verwertung seiner Produkte ebensowenig lassen, als Knecht, Arbeiter und Handwerker sich in Verwertung ihrer Arbeit hemmen lassen.

Vorläufig läßt sich nichts anderes tun, als an allerlei mehr oder weniger nützlichen Ausgaben sparen, um an dem notwendigsten Lebensmittel, der Milch, nicht Mangel zu leiden. In mancher Familie wird neben der Milch vielleicht wieder die Suppe mehr zu Ehren kommen als bisher. Unterdessen mag die Diskussion über Mittel und Wege, dem Milchmangel abzuwehren, fortgesetzt werden, wir öffnen gerne unsere Spalten hierfür.

* Was sagt die Kirche zur Leichenverbrennung?

Das erzbischöfliche Ordinariat Freiburg i. Br. bringt in einer Veröffentlichung die Entscheidung des apostolischen Stuhles erneut zur Kenntnis und faßt diese Entscheidungen in einer Reihe von Ermahnungen an die Katholiken nochmals zusammen. Danach ist den Katholiken die Mitgliedschaft bei Feuerbestattungsvereinen ebenso streng verboten, wie die Billigung und Mitwirkung, daß die eigene Leiche oder die eines andern verbrannt wird. Den Katholiken, die die Verbrennung ihrer Leiche verfügt haben, wird das kirchliche Begräbnis nach wie vor verweigert, und es sind solche Katholiken vor dem Empfang der Sakramente zu ermahnen, jene Anordnungen zurückzunehmen, sonst müßten ihnen auch die Sterbesakramente verweigert werden. Nur die Leichen derjenigen, die ohne ihren Willen auf Anordnung anderer verbrannt werden sollen, können im Hause oder in der Kirche nach kirchlichem Ritus eingesegnet werden. Die kirchliche Begleitung der Leichen zum Verbrennungsort ist jedoch nicht gestattet. In solchen Fällen ist bei der kirchlichen Feier ausdrücklich bekannt zu geben, daß die Verbrennung gegen oder ohne den Willen des Verstorbenen stattfindet.

Die neuen Banknoten finden in der gesamten Schweizerpresse einmütige Beurteilung. Bezüglich der 100er-Note schreibt die „Schaffhauser Zeitung“:

Auf der einen Seite prangt ein Mähdler, aber was für einer: Hochbeinig und kurzleibig, mit Bottinen be-

Feuilleton.

Ein Obwaldner Literat über Goethe.

„Noch ungünstiger gestaltet sich das Ergebnis des ersten Weimarer Lustrums für Goethe als Dichter. Es waren der endlosen Zerstreungen, der kleinlich-wichtigen Hofereignisse, der amtlichen und privaten Verbindlichkeiten viel zu viele, als daß dem lebenslustigen, allen Eindrücken heiterer Gemütsmöglichkeiten zugänglichen, verwöhnten und umwobenen Dichter noch Mühe geblieben wäre, sich auf seine eigensten Talente in ruhiger Sammlung der Seelenkräfte zu besinnen. 3 volle Jahre zeitigten lediglich einige kleinere Gelegenheitspoesien, deren Schönheit und Gedankenreichtum keinen vollaufgütigen Ersatz für den gänzlichen Mangel an größeren Kunstwerken in diesem Zeitraum bietet. Die Theateraufführungen, die Maskenzüge, die Ballfeste, die Dichterabende und literarischen Unterhaltungen, in denen Goethe's Humor, Witz und mutwillige Laune ihre Triumphe feierte, haben bei allem äußeren Glanze nichts hervorgebracht, was einem Dichter ersten Ranges Ehre machte.“

„Erst zum Schluß dieses Lebensabschnittes ersticht unter Hemmungen und Widerständen aller Art, unter prosaischen Rekruten-Aushebungen und anstrengenden Dauerritten, Bergwerkvisitationen und Gartenarbeiten, Geplauder von Hofdamen und Abfassung von Liebesbriefchen, zwar noch nicht in der klassischen Form, die wir heute an dem Drama bewundern, aber doch schon edel, hoheitsvoll, das kleine Treiben des Hoflebens weit überragend, die Gestalt der Iphigenie und verkündet, wenn auch nur wie aus weiter Ferne das Heraufziehen einer neuen, einer besseren Periode. Das Stück ist nicht ohne Mängel: jenes unerlaubte Verhältnis Goethe's zu einer verheirateten Frau wirkt auf das Kunstwerk düstere Schatten, die männlich starken, religiösen Motive des griechischen Vorbildes erscheinen abgeschwächt, das Ganze erhält eine allzu weiche, allzu irdische, den Triumph der reinen Menschlichkeit verkündende Deutung, aber ein großes Kunstwerk bleibt es doch.“

„Die Schweizerreise hat nun nach zwei Seiten hin wohlthätig auf Goethe gewirkt: sie rief ihn aus der empfindsamen Stimmung zurück zu den praktischen Forderungen des Lebens, und sie räumte endgültig auf mit dem wilden Rausch der Frankfurter und Weimarer

Genieperioden. Der nervenstärkenden rauhen Luft der Alpen hielt die schwächliche Wertherheit nicht länger stand, und inmitten der wirklichen Gefahren des Hochgebirges mochte das kraftgenialische Gebahren in den Boudoirs der Damen und den angenehmen Waldungen Thüringens wie eine bizarre Travestie, eine lächerliche Komödie erscheinen. Diese günstigen Folgen machten sich zwar noch lange Zeit nach der Rückkehr nur zum Teil bemerklich. Zwei mächtige Hindernisse standen immer noch wie unüberwindliche Schranken dem seelischen Aufstieg entgegen: die Beziehungen zu Frau von Stein und die amtlichen Verpflichtungen des Dichters. Goethe besaß nicht die moralische Kraft, die ersteren aus eigener Initiative zu lösen und glaubte sich auch gebunden, der öffentlichen Stellung im Entscheidungsfalle selbst seine literarischen und künstlerischen Neigungen zu opfern.“

„Und doch ist Goethe innerlich bereits ein anderer geworden: — „nun aber geht es weise, geht bedächtig“ — ein Mann, der anfängt, an den unwürdigen Ketten der Laune und des Zufalls zu rütteln, der sich mehr und mehr seine festen, klaren Ziele setzt, der dem bisher verpönten Wörtchen Pflicht in seinem eigenen Wörterbuch, wenn auch spät, das Bürgerrecht einräumt.“

„Eine übernatürliche Auffassung des Lebens war da-